Die Weltdame.

Roman von E. Lern.

(17. Fortsetzung.)

[illegible]

Thea begann zu zittern. An irgend etwas Ungeheurem fühlte sie die Leidenschaft, die sich neben ihr aufbäumte. Sie verging vor Bangen und Sehnsucht.

„Max, Max!" sagte sie mit erstickter Stimme, seinen Arm ergreifend und sich fest an ihn pressend.

Seine Gedanken verwirrten sich; wie in wildem Wirbel kreiste es in seinem Kopfe; ein Schauer rann ihm durch den ganzen Körper. Und da, im Uebermaß der leidenschaftlichsten Seligkeit, zerriß plötzlich der Vorhang und gab ihm den Blick wieder frei in die kalte Wirklichkeit. Rehchens unschuldige Augen tauchten vor ihm auf, als sie sich, droben auf der Heimwehfluh, vertrauend zu ihm neigten. Und er stand wieder auf der Wiese und hob die Waffe. . . .

Schon zeigte sich das Ufer Leißigens, schon tönte das Räderrollen des ersten Wagens dicht vor ihnen, schon hielt er an.

Max ergriff Theas Hand und sagte mit sanfter, aber vor Erregung heiserer Stimme:

„Thea, es darf nicht sein, wenn wir uns selbst treu bleiben wollen. Fühlst du das nicht, Thea, fühlst du das nicht?"

„Nichts! Laß doch endlich ab von dem törichten Wahn!" sprach sie schnell, beschwörend, mit fliegendem Atem. „Fühlst du dich schuldig, Max. . . bin ich nicht dazu da, dir die Schuld tragen zu helfen? Ich, die ich dich liebe mehr als das Leben, die du liebst, Max. . ."

Fast gewaltsam rang er sich von ihren Händen frei. Etwas wie Haß glomm in ihm auf bei dem übermenschlichen Entsagungskampf, den er in dieser Stunde kämpfte, und der alles Erlebte übertraf. Wie Haß und ungeheures Erstaunen darüber, daß ein Weib sich ohne Besinnen und Furcht einem Manne hingeben konnte, der ihr den erschoß dem sie sich zur Gattin versprach.

„Thea, wir müssen, wir müssen es tragen. Thea laß mich! Thea, höre mich: ich . . . ich dachte ja nur an dich, als ich ihn niederschoß, um deinetwillen Thea, tötete ich ihn. . Verstehst du das, verstehst du das ganz?"

Sie ließ ihn mit schreckhaft geweiteten Augen los. In diesem Augenblick hielt der Wagen mit einem Ruck an. Max sprang hinaus, aber sie griff ihn wieder am Arme.

„Was sagst du, Max? Was soll mir. . . Max, Max, höre mich!"

Er riß sich, seiner Sinne kaum mehr mächtig, von ihr los. Einige Schritte von ihnen entfernt lag das Boot auf dem dunklen Wasser, von einem Lichte beschienen, das gelbe Reflexe in die Fluten warf. Schon hatten der Doktor und Margrit es bestiegen, und Frau Julia stand, hochaufgerichtet und gespannt zu dem andern Wagen hinüberblickend, wartend daneben.

Unwillig und enttäuscht sah sie auf Max, der mit starrem Gesicht an ihr vorbeiging und sich neben Margrit auf die Bank setzte.

„Wo ist Thea?" fragte sie herrisch. Er entwortete nicht.

Thea war in das Polster zurückgesunken. Sie strich sich mit der Hand über die Augen. War sie von Sinnen oder nicht? Was sprach er da von „Töten um ihretwillen"? Also doch. . . aber wie . . . haltlos kreisten die Gedanken in ihrem Kopfe.

Erst als Frau Julia an den Wagen trat und ängstlich ihren Namen nannte, raffte sie sich auf. Wortlos stieg sie hinab, antwortete auf Frau Julias besorgte Frage nur mit einem Kopfschütteln und ging vor ihr her zum Boot, wo sie sich auf die schmale hintere Bank setzte.

Verstimmt und nun ebenfalls schweigend stieg Frau Julia ein. Der Doktor winkte sie an seine Seite in die Nähe des Fährmanns, an den einzigen noch freien Platz im Boote. Zwischen ihnen und Thea saßen in der Mitte des Fahrzeuges Max und Margrit.

Es war ganz still; nur das Plätschern des Ruder war hörbar. Dem jungen Fährmann wurde es unheimlich bei diesen merkwürdig schweigsamen Fahrgästen.

[illegible]

Max saß noch mit demselben starren Gesicht und mühte sich, nicht zu der weißen Gestalt drüben am Ende des Bootes hinüberzusehen. Verzweiflung faßt ihn am Herzen. „Ach war ich!" dachte er. „Warum macht sie mir's so übermenschlich schwer? Ich kann es ihr nicht sagen, es geht nun einmal über meine Kräfte!" Etwas wie Trotz und Wut erfaßte ihn ob seiner Schwäche. „Jetzt, in dieser Stunde noch muß sie es wissen, ich ertrage es nicht länger!"

Mit einem jähen Entschluß schlang er den Arm um die neben ihm sitzende Margrit und küßte sie auf den Mund.

Einen Augenblick war es, als ob alles den Atem anhielte.

Dann fuhr Frau Julia auf, daß das Boot ins Wanken geriet.

„Max!" rief sie fassungslos, empört, außer sich.

„Sie ist meine Braut, Mutter!" sagte Max fest.

Frau Julia setzte sich; sie sank förmlich zurück vor übergroßer Ueberraschung. Der Doktor faßte beruhigend ihre Hand und flüsterte ihr ins Ohr:

„Sie sollen alles wissen, Frau Julia — und verstehen!"

Dann trat in dem Boot, wo doch nun nach dem gewöhnlichen Brauch der Dinge glückwünschende Stimmen hätten laut werden müssen, von neuem die lautlose Stille ein.

Von der schmalen Bank am unteren Ende des Bootes kam kein Laut, keine Bewegung. Keiner, auch Frau Julia nicht, wagte dorthin zu sehen.

Zur Linken dampfte, die Nacht rundum erhellend, das Schiff auf Thun zu, das die letzten Reisenden von Interlaken aus an der Beatenbucht abgesetzt hatte. Schon tönten ihre Stimmen von der Station der Drahtseilbahn herüber.

Das Boot stieß am Ufer an. Frau Julia und der Doktor stiegen zuerst aus, und der Doktor entlohnte den Fährmann. Dann folgten Max und Margrit. Max half ihr aus dem Boote und blieb dann mit tiefernstem Gesicht stehen, um auch Thea behilflich zu sein.

Sie trat vor, hochaufgerichtet. Ihr Gesicht war weiß und unbeweglich wie Marmor. Die Augen, blauschwarz, starrten geradeaus, an ihm vorbei. Seine ausgestreckte Hand unbeachtet lassend, schritt sie, einer wandelnden Statue gleich, der Station zu.

Frau Julia trat zu ihr und legte im Weitergehen liebreich den Arm um sie. Sie ließ es geschehen, ohne daß Frau Julia wußte, ob sie es überhaupt bemerkte. Der gewandten Frau, die selbst starr vor Ueberraschung war, erstarb jedes Wort auf den Lippen.

Der Beatenberg schien nach vorübergehender Leere neuen Fremdenzufluß zu erhalten. Die Bahn war fast ganz besetzt; nur einzelne Plätze noch waren für die Neuankommenden frei. Thea setzte sich sogleich auf einen Eckplatz neben ein altes, ausgemergeltes Spitzenklöppelfrauchen, das seine Waren auf dem Schoße hielt. Die Alte blickte scheu zu der hohen, merkwürdig starren und schönen Gestalt empor und rückte fast ängstlich zur Seite. Vergebens versuchte Frau Julia während der Fahrt, auch nur einen Blick mit Thea zu tauschen.

Auf der Höhe angelangt, entstand das allen bekannte Durcheinander von Begrüßungen, Gepäckbesorgen, das Mustern der Hoteldiener, das Vorfahren der Hotelwagen und Droschken. Indes der kleine Doktor sich nach einer solchen umsah, suchte Frau Julia Thea vergebens im Gedränge. Dann aber sah sie sie allein in eine am Ende des Bahnhofs haltende Droschke steigen und davonfahren.

Den vom Doktor herangeholten Wagen nahmen nur er und Frau Julia ein, während Max und Margrit lieber zu Fuß gehen wollten — eine Erlösung für beide Teile.

Theas Wagen fuhr vor dem Hotel vor. [illegible]

[illegible] Sie grüßte und ging.

[illegible] Einen Augenblick später schlug sie hinter ihr zu. Nun konnte endlich, endlich die unmenschliche Steifheit abwerfen, mit der sie sich seit dem schrecklichen Moment im Boote, wo der kalte Stahl ihr ins Herz gefahren war, aufrechterhalten hatte.

* * *

Im Erkerzimmer zwischen den „Berner Mutzen" des Doktors saßen er und Frau Julia einander gegenüber. Die schöne Frau war außer sich. Sie sprang auf und schritt, das Spitzentuch zwischen den Händen zerknüllend, hin und her.

„Ich sage Ihnen, Doktor, es ist unmöglich! Einfach unmöglich. Einen feinfühligeren und wahrhaftigeren Menschen als Thea gibt es überhaupt nicht wieder auf der Welt! Und keine Silbe hat sie mir von einer etwaigen Verlobung gesagt, als wir gestern über dies alles gesprochen haben. Ja, Doktor, es ist zu einer Aussprache gekommen. Ula war fort, der Kreis um uns lichtete sich, wir waren mehr aufeinander angewiesen als sonst. Und Thea erschien mir seit Ihrem geheimnisvollen Verschwinden krank und ruhelos.

Ich konnte gestern abend nicht schlafen; die verschiedensten Vermutungen wälzten sich nach dem Empfang Ihres Briefes in meinem Kopfe. Es war schon fast Mitternacht, als ich bei Thea anklopfte. Sie war nicht allein noch wach, sondern saß träumend im weißen Hausgewande vor dem Ankleidetischchen. Wie ich sie so da sah, Doktorchen, in ihrer fast überirdischen Schönheit, mit dem Mantel golden bis an den Teppich herabfallender Haare — für so etwas ist ein Künstlerauge doch immer empfänglich! — und die Anhänglichkeit bedachte, die sie uns trotz Max' unbegreiflichem, abstoßendem Wesen stets bewahrt hat, daran dachte, wie sehr Fred sie liebte, daß es sein Herzenswunsch war, sie bald ganz zu unserer Familie gehörig zu wissen, und wie ich die herzliche Freude sah, mit der sie aufstand und mich empfing — da konnte ich nicht anders, als den Arm um sie schlingen und sie küssen, wie eine Mutter ihre Tochter küßt. Und sehen Sie, Doktorchen, da brach sie, brach die stets beherrschte Thea in ein fassungsloses Schluchzen aus. Ich hielt sie in meinen Armen und forschte leise und vorsichtig. Da sagte sie mir denn, daß sie Max liebe mehr als ihr Leben. Ich könne es nur ruhig wissen, denn auch er wisse es. — Doktor, Doktor, was ist Fred mir gewesen, wie habe ich ihn liebgehabt und werde ihn liebhaben, solange ich atme, werde bei allen Versuchungen meines Berufs nie einen anderen Mann liebhaben können nach ihm! Aber so, sehen Sie, Doktor, Ihnen kann ich es gestehen — so restlos, so selbstlos, wie diese Thea meinen Sohn liebt, so lieben kann ich überhaupt nicht! Das mag daran liegen, daß ich Künstlerin bin. Die müssen ja zu sehr die Gefühle der ganzen Menschheit ausschöpfen, die müssen ja zu oft ihr eigenes Schicksal über anderen dargestellten vergessen, die müssen zu oft draußen stehen und ihr eigenes Dasein beobachten — es ist der Fluch — und die Wonne des Künstlertums! Thea hingegen — sehen Sie — sie und ihre Liebe zu Max sind eins — und wenn ich nun bedenke, daß mein Sohn, der in seiner Jugend ohnehin stets nach den Sternen gegriffen hat, daß er diese ihm gebotene Himmelsgabe weggeworfen hat, um ich weiß nicht welcher Einbildung willen — oh, es ist zum Verzweifeln! Wäre Fred am Leben geblieben, wäre unser bester Freund und Halt nicht von uns gegangen!"

„Dann wäre alles anders geworden", erwiderte der Doktor in tiefen Tönen.

Frau Julia stand am Fenster, sah in die Nacht hinaus und wandte sich eifrig um.

(Fortsetzung folgt.)

— Verlockend. Hänschen: „Nicht wahr, Mama, wenn ich groß bin, trage ich einen Stehkragen, und dann brauche ich mir auch den Hals nicht mehr waschen zu lassen!"

Heimkehr.

[illegible]

„Und meinen Glückwunsch zum Eisernen Kreuz! Sie sind bisher der einzige im Dorf, der es erster Klasse bekommen hat . . . Weiter so, das ist doch eine Sache! Und wie geht's mit der Hüfte? Immer noch Schmerzen?"

Förster Grote schüttelt den Kopf. „Nein. Aber Sie sehen ja, hilflos ist man wie ein kleines Kind. In die Bahn und in den Schlitten mußten sie mich hinaufheben, das geht noch nicht allein. Aber, na, der Kreisarzt wird schon weiterhelfen."

Der kleine, zottige Fuchs, der so lustig aussieht mit seiner blonden Mähne, will nicht mehr stehen. Mit einem mutwilligen Nicker reißt er dem alten Heger Brand die Zügel aus der Hand und verfällt nach einigen Galoppsprüngen in gemütlichen Zuckeltrab.

Hinter ihm auf dem Kutschersitz thront sein Heger. Und ganz deutlich hört Grote ihn murmeln: „Ne, wie ich mich freue, nu is er wieder da, der Herr Förster." Dieser Förster, den er auf seinen Armen getragen, damals, als noch der alte Förster Grote im Forsthaus herrschte.

Noch knapp zwei Stunden Schlittenfahrt, und er ist zu Hause. Zu Hause? — Bei wem? — Die alte Jeschken, der nicht minder bejahrte Brand sind seine Familie, die Försterei in der Schlucht seine Heimat. Und mit jedem Schritt, den das Pferd dem Dorfe näher kommt, mit jedem Baume, der an ihm vorbeifliegt, bringt die Wucht der Erinnerungen gewaltiger auf ihn ein — diese Erinnerungen, die ihn nicht zur Ruhe kommen lassen.

Während ein blaues Dämmerlicht sich über den verschneiten Wald legt, während es leise, ganz leise zu schneien beginnt, denkt Förster Grote der Zeit im vergangenen Frühjahr, als sein Weib ihn verließ und zu ihrem Vater zurückkehrte. Wohl hatte er sie gebeten: „Komm' wieder, hier bei mir ist dein Platz, ich liebe dich doch mehr als alles in der Welt, und was dich von mir trieb: mein maßloses Mißtrauen, meine fast krankhafte Eifersucht — es entspringt ja all dies nur meiner unsagbaren Liebe zu dir."

Ja, er hatte sie aus dem Hause getrieben, immer offener hatte sein Mißtrauen, durch nichts berechtigt, ihr nachgespürt auf allen ihren Wegen; bei all ihrem Tun und Treiben hatte er nur Böses gewittert — erst als es zu spät war, gingen ihm die Augen auf.

Und sie war nicht wiedergekommen, hatte nicht geantwortet.

Dann brach der Krieg wie ein Ungewitter herein, und nach den ersten stürmischen Tagen des Ausmarsches kamen ihm in einsamen Stunden die Gedanken wie wilde Vögel. Er hatte gegrübelt auf einsamer Wacht und dann später im Lazarett — immer mehr war die Gewißheit in ihn eingezogen, daß er ihr unrecht getan. Sein Weib, seine Hedwig — gehörten sie denn nicht beide zusammen? Haben sie sich denn nicht über alles lieb?

Der Schlitten hält vor einem Gasthaus. Brand knallt energisch mit der Peitsche, und bald bringt die Wirtin zwei dampfende Schalen duftenden Kaffees. Und während der Alte dem Pferde vorsorglich die Schneedecke festbindet, gießt Förster Grote heimlich den braunen, wärmenden Trank in den Schnee. Denn mit einem Schlage steht die Szene vor seinem geistigen Auge, die Szene, die seiner Hedwig geduldiges Herz verhärtet hatte, daß sie, bis ins Innerste verletzt, das Försterhaus verlassen hatte.

Der alte Brand steigt wieder auf.

„Noch 'ne halbe Stunde, Herr Förster . . . na, wird die Jeschken schon ungeduldig sein!" . . .

Wieder klingeln die Schellen, wieder nimmt der Winterwald sie auf. Und Förster Grotes Gedanken eilen voraus und malen ihm sein Heimathaus.

Unten am Hange, dort, wo die Landstraße sich ins Unendliche zu verlieren scheint, steht die Försterei. Klein ist das Haus, und tief hängt das Dach über die Fenster, im Sommer überwuchert von Efeu, der seine zarten Arme sogar um die Wetterfahne geschlungen hat. Rechts und links neben der Laube, die die Haustür verdeckt, stehen zwei lebensgroße, steinerne Hirsche.

[illegible]

Wie lange war der Mensch schon da!? Wie war er hereingekommen — er hatte doch nichts gehört nebenan!

Erst nachdem Hedwig mit einem nassen Tuch die letzten Flammen verlöscht hat, daß das Kienholz wie ein kleiner Scheiterhaufen in sich zusammenfällt, bemerkt sie ihren Mann. Sie fährt zusammen. Warum erschrickt sie, wenn ihr Gewissen rein ist? — Oder kann man auch mit reinem Gewissen erschrecken? Er weiß es nicht . . . er weiß nur, daß er es ihr in der darauffolgenden Szene durch seine maßlosen Beschuldigungen unmöglich machte, in seinem Hause zu bleiben: sie mußte gehen, wenn sie nur einen Funken Ehrgefühl hatte.

Auch die Nachricht, daß er ins Feld hinauszieht und vielleicht niemals wiederkommt, kann sie nicht zur Rückkehr bewegen. Er hatte sie durch Wochen und Monate hindurch zu tief gekränkt; er hatte ihr die Hölle auf Erden bereitet und war doch voll von Liebe zu ihr . . . .

Nun kommt das Dorf in Sicht. Der Schlitten fährt wieder rascher. Rings bläuliche Schneehelle, gaukelnde, schaukelnde Flocken. Dichter und immer dichter hüllt sich die Erde in ihren weißen Wintermantel. Tiefe, unbeschreibliche Stille — märchenhaft, denkt Grote, ja verwirrend, wenn er sich ihr hingibt.

Dort drüben, das ist die Försterei: sein Heim, sein, sein Zuhause! Das Herz klopft ihm bis zum Halse hinauf. Wäre er doch in der Stadt im Lazarett geblieben! Und die Tage, die nun vor ihm stehen, türmen sich zu Bergeslasten auf — wie soll er hier gesund werden, hier, wo jedes Stück ihn an sie erinnert?

Er muß sich zusammennehmen. Mit den Nerven ist er doch noch verdammt herunter. Die Reise und die lange Schlittenfahrt haben ihn gewaltig angestrengt. Er sieht die alte Jeschken aus der Haustür kommen, und wie er sich aufrichten will, braust und dröhnt es in seinem Schädel wie damals, als er den Schuß in die Hüfte erhielt. Er will schreien. Aber da wird ihm so wundervoll warm, daß er es unterläßt. Er dehnt und streckt sich und denkt: nur schlafen . .

Wie lange er schläft, weiß er nicht. Als er die Augen aufschlägt, ist's heller Morgen, und er liegt in seinem Bett. Er kann sich gar nicht besinnen, wie er hineingekommen ist. Erst nach und nach kommt ihm die Erinnerung. Teufel, ja, er muß wohl beim Heruntersteigen aus dem Schlitten ohnmächtig geworden sein. Wo bleibt nur die Jeschken.

Er ruft.

Da taucht aus dem großen Lehnstuhl am Ofen ein blonder Kopf auf, ein blasses, übernächtiges Gesichtchen wendet sich ihm zu, zwei blaue Augen blicken ihn an — zwei blaue Augen, von denen er geträumt hat draußen im Felde, am Wachtfeuer, im Lazarett.

„Hedwig!?"

Sie steht am Tisch inmitten der Stube. Es ist ihr, als müsse sie ihm erklären, warum sie trotz allem zurückgekommen.

„Es ist meine Pflicht . . ."

Er hört kaum hin.

Hedwig — Hedwig!" Er schreit es fast, als fürchte er, daß sie ihm wieder entgleitet. „Hedwig! Bleibst du nun bei mir?!"

Mühsam richtet er sich auf und streckt ihr die Hand entgegen.

„Hedwig!" ruft er nochmals. „Kannst du mir verzeihen?!"

Tränen rinnen ihm über die angezehrten Wangen. Und wie sie langsam den Kopf ihm zuwendet, bricht ein warmer Strahl aus ihren Augen. Sanft ergreift sie seine Hände.

„So vielen Menschen hat der Krieg das Liebste genommen — mir hat er dich wiedergegeben!"

Kleinwissen.

Der deutsche Feldpostverkehr wächst bis ins Riesenhafte.

Der deutsche Feldpostverkehr nimmt, wie eine Berliner Zeitung ausführt, dauernd und in einem Verhältnis zu, wie es der gewöhnliche Postverkehr nicht kennt. [illegible] um 150 Prozent und die Päckchenpost um über 500 Prozent gesteigert, während im gewöhnlichen Postverkehr die durchschnittliche Zunahme für ein ganzes Jahr 6 bis 7 Prozent ausmacht. [illegible] Es werden deshalb an die Betriebseinrichtungen der Reichs-Postverwaltung jetzt dauernd Anforderungen gestellt, die weit über das zu Friedenszeiten bestehende Maß hinausgehen. Auch die Intensität des Feldpostverkehrs wächst dauernd, zumal die deutschen Truppen auf dem westlichen Kriegsschauplatz sich überwiegend in festen Stellungen befinden und dadurch weit mehr Gelegenheit zum Schreiben haben, als dies in den beiden Monaten nach Ausbruch des Krieges, die unter dem Zeichen der großen Märsche standen, der Fall war. Das Personal der im Deutschen Reiche vorhandenen 23 Feldpostsammelstellen, das Mitte August 3100 Köpfe zählte, war Anfang Oktober auf 7300 Köpfe angewachsen und umfaßte Mitte Dezember gegen 13,000 Köpfe. Seit dem Bestehen der Postsammelstellen ist für sie Grundsatz, daß alle tagsüber bei ihnen eingehenden Feldpostsendungen sortiert und nach dem Felde abgesandt werden.

Anfang Dezember war die Zahl der täglich von den Postsammelstellen nach dem Felde abgesandten Briefbeutel auf insgesamt 29,000 gestiegen. Das Sortiergeschäft bei den Postsammelstellen ist außerordentlich schwierig. Die Feldpostsendungen müssen hier nach mehr als 13,000 Einheiten sortiert werden. Die in der Friedensarbeit erworbenen verkehrsgeographischen Kenntnisse nützen dem Sortierbeamten hierbei nichts. Er handhabt das Feldpostsortiergeschäft auf Grund eines Druckwerkes, der sogenannten Feldpost-Uebersicht, die darüber Auskunft gibt, zu welcher Feldpostanstalt der einzelne Truppenteil gehört. Bei den außerordentlich vielen Truppenverschiebungen, die der jetzige Krieg mit sich bringt, unterliegen diese Angaben vielfachem Wechsel. Die Feldpost-Uebersicht muß deshalb alle drei bis vier Tage vollständig neu aufgelegt werden. Mitte August hatte sie noch einen Umfang von 60 Druckseiten Folioformat; jetzt umfaßt sie bereits 200 eng bedruckte Seiten. Rechnet man dazu noch die den Feldpostanstalten für ihren Briefsortierdienst gelieferten Leitbehelfe, so ergibt sich insgesamt für den deutschen Feldpostbetrieb ein Leitmaterial von über 500 Druckseiten Folioformat, das alle 3 bis 4 Tage neu erscheint.

Krieg und metrisches System.

Es sind schon sehr viele Artikel im Interesse der allgemeinen Einführung des metrischen oder zehnteiligen Maß- und Gewichts-Systems geschrieben worden; aber der große Weltkrieg hat namentlich den Amerikanern diese Frage eindringlicher nahegelegt. Denn wenn dieselben wirklich in größerem Maßstabe mit ihrem Handel in Lateinisch-Amerika eindringen und europäischen Völkern den Rang ablaufen wollen, so müssen sie dieses System in ihren Alltags-Geschäften anwenden.

Die Ermächtigung, das metrische System einzuführen, besteht in den Ver. Staaten schon seit einem halben Jahrhundert; aber die tatsächliche Einführung vollzieht sich furchtbar langsam. Nur auf einem einzigen Felde hat dasselbe bis jetzt festen Fuß gefaßt und erlangt eine immer größere Bedeutung: nämlich auf dem pharmazeutischen. Das kommt wohl hauptsächlich daher, daß fast alle jungen Aerzte in ihrer Studiums-Zeit stets im Laboratorium dieses System angewendet haben, daher natürlicherweise auch in ihrer ärztlichen Praxis meistens geneigt sind, beim Schreiben von Rezepten davon Gebrauch zu machen, — zumal dasselbe praktischer und wissenschaftlicher ist, als das schwerfällige englische Maß- und Gewichts-System, das die Amerikaner schon lange hätten abschütteln sollen!

So weit schon hat auf dem amerikanischen Apotheker-Felde das metrische System Anerkennung gefunden, daß kein Pharmazeut einen Berechtigungsschein als solcher erlangen kann, wenn er nicht den Gebrauch dieses Systems bei der Anfertigung von Rezepten gründlich versteht. Bald wohl wird auf diesem Gebiete der alte, schleppende englische Schlendrian vollständig verdrängt sein.

Man darf gespannt sein, welches der nächste amerikanische Geschäftszweig sein wird, der mit Sack und Pack zum metrischen System übergeht.

Unsere

Schnittmuster-Offerte

Kinderkleidchen im Empire-Stil, Nr. 1183.

[illegible]

1183

[illegible] Westenteile, sehr kleidsam gehalten, werden mit den Aermeln im Ganzen geschnitten. Das faltige Röckchen ist einem Futterleibchen angesetzt. Zur Herstellung des hübschen Kleides können alle erdenklichen Stoffe in Wolle und Baumwolle, wie die Saison es gibt, verwandt werden. Erforderlich sind für ein 12jähriges Kind 4 Yards Material bei 44 Zoll Breite. Das Muster ist in Größen von 8 bis 14 Jahre erhältlich.

Bestellungsanweisung.

Diese Muster werden an irgend eine Adresse gegen Einsendung des Preises geschickt. Man gebe Nummer und Größe und die volle Adresse deutlich geschrieben an und schicke den Coupon nebst 10 Cents für jedes bestellte Muster an das

Omaha Tribüne Pattern Dept.

1311 Howard St.

Der „Omaha Tribüne" Coupon

Ich wünsche Muster No. ......

.... Zoll Brust- oder Taillenweite.

(Jahre .... bei Kindersachen.)

Name ....

No. ...... Straße ....

.... Stadt ....

Schattenseiten der Popularität.

Der bekannte Schriftsteller Fedor v. Zobeltitz plaudert über einen Besuch bei Generalfeldmarschall v. Hindenburg, bei dem er auf einer Reise in Polen zu Tisch geladen war. Er erzählt da auch einiges über die Schattenseiten der Popularität, die der ruhmvolle Russenbesieger nun auch schon kennen gelernt hat. „Die Neujahrsgrüße für Generalfeldmarschall v. Hindenburg," so schreibt er, „mußten in Waschkörben entleert werden. Kinderbriefe zu Hauf, die meisten diktiert von eitlen Müttern und hysterischen Gouvernanten. Und dann diese Reimereien! „Hindenburg" und „hinten durch" ist gewöhnlich der Endreim. „Es ist fürchterlich," sagt ein abgehetzter Adjutant. Ich kann es mir denken. Auch die tatkräftigsten Adjutanten, Leute voll Unerschrockenheit, Alcibiadesse, können Anflüge von Geisteskrankheit bekommen, wenn sie in jeder Morgenfrühe, zur Mittagszeit und in stiller Abendstunde Mauern von Papier um sie türmen, die beiseite geschafft werden wollen.

Wenn nur Humor hinter all dem Geschreibsel steckte! Doch der sickert nur vereinzelt. Die Gelehrten des „Kladderadatsch" haben Hindenburg, um nicht hinter den Universitäten zurückzustehen, feierlich zum „Doktor Kladd" ernannt. Das hat ihn gefreut. Aber nun streiten sich schon die Städte um seinen Namen. Auf Torten träufelt Schokoladencreme sein Monogramm. Sein bärtiges Gesicht wird in Vanille-Eis gegossen, auf die Bauchbinden der Zigarren wird sein Porträt gedruckt, Fettheringe werden durch ihn geadelt, Pfefferkuchen tragen sein Wappenschild, Marzipan, wollene Unterjacken, Federhalter, Tabakspfeifen — alles will plötzlich Hindenburg heißen, und fragt vorher gehorsamst bei ihm an, ob man es auch dürfe. Der Marschall lächelt gutmütig. „Na — mal wird der Rummel ja abflauen" meint er. . ."